

Vom Coming-Out und von Lesben mit „Behinderung“

Werte Leserinnen!

Dies ist ein Kapitel zum Coming-Out von Lesben mit „Behinderung“, Krüppel-Lesben oder anders-fähigen Lesben. Vieles, was ich schreibe, gilt natürlich auch für „nichtbehinderte“ Lesben. (Für „Nicht-Eingeweihte“ und für Leserinnen, die sich aus anderen Gründen dafür interessieren, schreibe ich im Anhang, warum ich welche Bezeichnungen für Krüppel-Lesben bzw. für Lesben mit „Behinderung“ verwende.)

Als ich anfang, dies Kapitel zu schreiben, habe ich 14 Seiten theoretische Stichpunkte gesammelt. Es wollte sich aber kein fließender Text um die Stichpunkte legen. Also habe ich beschlossen, nicht mit einem theoretischem Text anzufangen, sondern lieber die Geschichten von einigen Frauen zu erzählen. Die Stichpunkte habe ich einfach in die Geschichten mit eingebaut.

Sofie

Sofie ist 22 Jahre alt und lebt mit ihrer Familie in einer Großstadt. Sie studiert Sozialpädagogik. Auf einer Tagung von und für Frauen mit „Behinderung“ aus Ostdeutschland hat sie sich in ihre jetzige Liebste, die 200 km entfernt wohnt, verliebt. Sie würde gerne in eine eigene Wohnung ziehen. Wenn sie „nichtbehindert“ wäre, hätte sie das längst getan. Die Mehrkosten, die sie als Frau mit „Behinderung“ hat, und ihre Assistenz kann sie jedoch nicht finanzieren. Sie sucht noch nach einer Möglichkeit auszuziehen. Glücklicherweise haben ihre Eltern weder gegen ihr Lesbisch-Sein etwas einzuwenden, noch gegen ihre Liebste. Oder dagegen, daß diese sie mit ihrem 7-jährigen Sohn zusammen über Nacht besucht. Sofie ist sich bewußt, daß viele Eltern Schwierigkeiten machen würden, wenn ihr bei ihnen lebendes, erwachsenes Kind lesbisch oder schwul ist. Erst recht wenn die/der LebenspartnerIn über Nacht bleibt. Sie sagt aber auch, daß ihre Eltern sicher nicht so locker mit ihrem Lesbisch-Sein und ihrer Liebsten umgehen würden, wenn sie „nichtbehindert“ wäre.

Sofie ist erleichtert, daß sie in der Wohnung ihrer Liebsten gut und ohne viel fremde Hilfe zurecht kommt. Eine Assistentin¹, die von ihr selbst eingeteilt wird und die sie für die entsprechend benötigte Assistenz¹ mitnehmen könnte, hat sie nämlich nicht. Die Hilfsperson, die sie außer der Hilfe von ihren Familienangehörigen hat, wird von einem ambulanten Pflegedienst eingeteilt und stundenweise zu ihr geschickt.

Als Sofie vor ein paar Jahren gemerkt hat, was ihre Gefühle für bestimmte Frauen bedeuten, war sie zuerst ziemlich fröhlich und aufgeregt. Dann war es einfach ein schönes Gefühl, herauszufinden, daß sie lesbisch ist und daß es noch viele andere Lesben gibt außer ihr. Sofies Coming-Out gegenüber ihren Freundinnen, ihrem heterosexuellen Umfeld und ihrer Familie lief problemlos. In Hinsicht auf ihr Coming-Out in der Lesben-Szene hat sie allerdings gemischte Gefühle. Manchmal hat sie das Gefühl, solange sie ihre Andersartigkeit und die Bedingungen, die sie zum gleichberechtigten Teilnehmen braucht, nicht thematisiert, wird sie freundlich behandelt. Solange sie sich „nichtbehinderten“ Maßstäben unterordnet und soweit sie sich ihnen überhaupt anpassen kann, ist sie ok. Aber -von wenigen „nichtbehinderten“ FreundInnen mal abgesehen- eben nur solange. Sofie weiß nicht, wie lange sie sich noch verbiegen und ihre Andersartigkeit ausblenden will, um gemocht zu werden.

Manchmal fühlt sie sich von „nichtbehinderten“ Lesben nicht ernstgenommen oder als minderwertig betrachtet. Deshalb hat oft mehr Kontakt zu Frauen und Lesben *mit* „Behinderung“.

Myriam

Auf die Idee, daß sie lesbisch oder bisexuell sein könnte, kam Myriam durch ein Buch, das sie zufällig auf einem Büchertisch entdeckt hatte. Daraufhin hat sie sich auf die Suche nach frauenliebenden Frauen begeben. In der Kleinstadt, in der sie lebte, hat sie jedoch keine gefunden. Ohne andere frauenliebende Frauen zu kennen, sei es als Freundin zum Austausch, als Geliebte oder als Vorbild, konnte sie nicht herausfinden, ob lesbisch zu sein die richtige Lebensform für sie wäre. In Ermangelung anderer Möglichkeiten hat sie Liebesbeziehungen mit Männern gelebt.

Als Myriam nach Beendigung ihrer Ausbildung in eine eigene Wohnung in einer Großstadt gezogen ist, hat sie auf ein Schwulen- und Lesbenzentrum gefunden. Dort gab es reichlich Informationen, Kontaktmöglichkeiten, eine Coming-Out-Gruppe und Zugang zu anderen Bereichen der Lesben-Szene. Es gab andere vorgelebte Möglichkeiten, das Leben zu gestalten, als Männerbeziehungen oder solo zu sein. Die hat sie dann auch genutzt. Die konventionelle Lebensgestaltung mit Männern war nicht mehr nötig. Aber wenn sie keine andern Lesben gefunden hätte, hätte sie nicht gewußt, daß und wie es möglich ist, mit Frauen zu leben. Nach einigen Jahren des Suchens hätte sie sich in die Perspektiven, die es in ihrem Umfeld gab, gefügt, hat sie mir kürzlich erzählt. Sie hätte wahrscheinlich weiter mit Männern gelebt. Kurze Zeit nach Beginn ihres Lebens in der Großstadt ist Myriam „behindert“ geworden. Wie dies genau geschah, spielt hier keine Rolle. Als sie nach einigen Jahren wieder in der Lesben-Szene auftaucht, muß sie sich als Krüppel-Frau outen und sich immer wieder erklären. Auch als Lesbe muß sie sich innerhalb der Lesben-Szene neu outen. Denn in der Regel wird sie mit „Behinderung“ nicht mehr als Lesbe angesehen, sondern als sexuelles Neutrum. Dies Outing läuft nicht sehr glimpflich ab. Sowohl als vollwertiger, denkender Mensch als auch als Lesbe wird sie oft nicht mehr ernstgenommen. Ich habe Myriam vor kurzem für einen anderen Anlaß interviewt. In einem Teil des Interviews bezieht sie sich auf genau diese Situation.

„Meist werde ich als Neutrum oder sexualitätslos angesehen. Von einigen Lesben, denen ich extrem auf die Nase binde, daß ich lesbisch bin, als Lesbe. Aber manchmal mit dem Beiklang: 'Die ist ja behindert, die weiß nicht, was sie ist und was sie tut.' 'Lassen wir sie mal dran teilhaben.' Aber nicht ernsthaft. Sondern nach dem Motto: 'Die hat das irgendwie aufgeschnappt und jetzt will sie das auch sein.' Wie ein kleines Kind. Wie ein kleines Kind, das jetzt das Bauklötzchen haben will, so will ich (Myriam redet mit Kleinkindstimme weiter) jetzt mal ausprobieren und einfach sagen, ich wäre lesbisch. Aber ohne zu wissen, was das ist und ohne es leben zu können natürlich.“

„Du mußt ganz schön dumm sein für die.“

„Ja.“

An einer anderen Stelle kommt sie auf das doppelte Coming-Out in der Lesben-Szene zurück: „Es ist ein permanentes Coming-Out. Selbst wenn du schon längst draußen bist, mußt du dich trotzdem immer wieder outen. Entweder, weil sie sehen, daß ich „behindert“ bin, und denken - ich sag's jetzt mal flapsig-: 'Die hat Freigang bekommen und guckt jetzt mal'. Aber sie gehen nicht davon aus, daß ich lesbisch bin. Beziehungsweise wenn sie es wissen oder endlich mal gerafft haben, dann weil ich von der Norm abweiche. Das ist ihnen zu fremd.“

Die seltsame Lage in den Köpfen vieler „nichtbehinderter“ Lesben ist die eine Sache. Dazu kommt, daß Myriam als Rollstuhlfahrerin viele der Treffpunkt der FrauenLesben-Szene, durch Treppenstufen, die davor liegen, verschlossen sind. Außerdem kann sie, solange sie kein entsprechend umgebautes Auto hat, viele Orte von ihrer Wohnung aus nur schlecht oder gar nicht erreichen. Bus und Bahn sind in der Regel mit Rollstuhl kaum zu benutzen und fallen für sie als Transportmittel meist weg.

Vielleicht denkt manche Leserin jetzt, das ist doch alles schrecklich, und hat Mitleid mit Myriam. Sicher ist es schrecklich, abwertend behandelt zu werden oder in einer diskriminierenden Lebenssituation zu leben. Aber wer Myriam kennt, weiß, daß das längst

nicht alles ist. Myriam lebt. Wild und gefährlich. Sie findet, daß sie jetzt als Krüppel-Frau weniger Rollenerwartungen unterworfen ist. Und daß das Freiheit bedeutet. Sicher, sie hat sich schon, bevor sie anders fähig geworden ist, nur selten angepaßt. Aber jetzt gibt es in gewisser Hinsicht noch weniger Erwartungen, wie z.B. die klassische Frauenrolle, das Schönheitsideal, Zwangsheterosexualität, ..., von denen sie sich erst mühsam abgrenzen müßte. Wenn ihr von den meisten sowieso keine Sexualität zugetraut wird, ist das zwar ärgerlich. Aber sie bekommt auch weniger Druck, wenn sie lesbisch lebt, als eine durchschnittliche „nichtbehinderte“ Frau. Wenn sie die klassischen Frauenbilder erfüllen wollte, wäre es ein doppeltes Problem, daß diese ihr nicht zugeordnet werden. Aber so, wie es ist, hat sie das Gefühl, sich viel von der Welt und wie sie leben möchte, selbst erfinden zu können. Auch, wenn es mit „Behinderung“ in dieser Gesellschaft oft schwieriger ist, Sachen zu erreichen. Statt Mitleid mit ihr zu haben, wäre es angemessener, etwas gegen Ausgrenzung und für Gleichberechtigung zu tun.

Claudia

Claudia lebt in einem „Behinderten“-Heim. Wie die meisten dieser Heime liegt auch ihres außerhalb. Mit Bus oder Bahn sind die nächsten Städte schlecht zu erreichen. Nur selten sind BewohnerInnen des Heims außerhalb des Geländes zu sehen. Gerade die, die für die Wege auf Unterstützung angewiesen wären.

Zu Lesben-Treffpunkten zu kommen, die schon für „nichtbehinderte“ Frauen, die in kleineren Städten oder auf dem Land wohnen, nicht leicht zu finden sind, ist erst recht schwierig.

Zur gleichen Zeit, in der Claudia relativ isoliert von der Außenwelt in dem Heim lebt, haben UrlauberInnen vor Gericht geklagt, um Geld zurück zu bekommen, weil mehrere Menschen mit „Behinderung“ im selben Hotel mit ihnen wohnten. Von einem andern Gericht wurden einige Männer mit sogenannter „geistiger Behinderung“ verurteilt, in ihren Garten nur zu bestimmten Zeiten Äußerungen von sich geben zu dürfen. Ihr Nachbar wähte sich durch ihre Art sich zu äußern belästigt. Zu Verdeutlichung der Denkweise des Gerichts einige Auszüge aus dem Urteil: „Im Vordergrund der Beurteilung steht dabei weniger die Dauer und die Lautstärke als vielmehr die Art der Geräusche, denen der Kläger ausgesetzt ist. Von der Rechtsprechung ist seit jeher anerkannt, daß das letztlich entscheidende Kriterium für die Wesentlichkeit einer Geräuschemission deren Lästigkeit ist (...) Bei den Lauten, die die geistig schwerbehinderten Heimbewohner von sich geben, ist der "Lästigkeitsfaktor" besonders hoch. So empfindet nach Auffassung des Senats nicht nur der "normale" Durchschnittsmensch, der sich leicht von Vorurteilen leiten läßt, sondern auch der "verständige" Bürger (und Nachbar), dessen Haltung gegenüber Behinderten nicht von falschem Wertigkeitsdenken, sondern von Mitmenschlichkeit und Toleranz geprägt ist“ (OLG Köln, Jan. '98, Az.: 7 U 83/96). Nicht die Lautstärke, sondern die Art der Äußerungen entscheidet. Die Äußerungen von diesen Menschen mit „Behinderung“ sollen einen besonders hohen „Lästigkeitsfaktor“ haben. Nicht Autos, Rasenmäher, Volks- oder House-Musik, sondern die ihnen eigene Ausdrucksform von Menschen. Diese Haltung wird als eine bezeichnet, die von Mitmenschlichkeit und Toleranz geprägt sei.

Neben der angeblichen akustischen Belästigung durch die Kommunikation seiner Nachbarn beschwerte sich der Kläger auch über „optische Beeinträchtigungen“. Und zwar dadurch, daß er sie im Garten bei „geschlechtsbezogenen Handlungen“ beobachtet hätte. Da es sich um ausschließlich *Männer* mit „Behinderung“ handelte, müssen das wohl schwule „Handlungen“ gewesen sein. Daß er in diesem Klagepunkt keine Recht bekam, wurde nicht etwa damit begründet, daß es ihn einen Scheißdreck angehe, ob seine Nachbarn im Garten Sex haben und er sie nicht dabei zu beobachten hätte. Sondern einerseits damit, er habe nicht ausreichend bewiesen, daß diese sexuellen Handlungen stattfänden. Andererseits damit, daß er nur von einem Fenster im Obergeschoß aus überhaupt in den Garten sehen könne. Durch die beschränkte Sichtmöglichkeit könne es keine „nennenswerte „optische“ Beeinträchtigung“

sein. Aber wenn er auch von andern Fenstern aus die Möglichkeit hätte, in den Nachbargarten zu spähen?

Ich schreibe über diese Urteile, weil ich finde, daß sie mit „Coming-Out“ zu tun haben. Ich denke, daß die Beschwerde gegen die „optische Beeinträchtigung“ durch sexuelle Handlungen zwischen Männern mit „Behinderung“ und der Umgang des Gerichts mit dieser Beschwerde neben ihrer „Behinderten“-Feindlichkeit auch einen schwul-lesbischen Aspekt hat.

Außerdem geht es um ein Coming-Out von Menschen mit „Behinderung“ aus Schränken und Institutionen, in denen sie versteckt werden, heraus in die Gesellschaft hinein.

Die entsprechenden Klageparteien sind nicht die einzigen, die Menschen mit „Behinderung“ nicht sehen, nicht hören und nicht treffen möchten. Sonst würden sie nicht auf die Idee kommen, vor Gericht zu gehen und zu klagen. Und sie würden nicht „Recht“ bekommen. Wenn nur selten BewohnerInnen von Claudias Heim draussen zu sehen sind, kommt das dem Bedürfnis von ZeitgenossInnen wie den erwähnten Klageparteien entgegen. Sie sehen keine „Behinderten“. Außerhalb gelegene Heime, ein „Behinderten“-feindlicher ÖPNV (Öffentlicher Personen-Nahverkehr) und keine an den Bedürfnissen der betroffenen Menschen ausgerichtete Assistenz verringern das Sichtbarsein von Menschen mit „Behinderung“ in der Gesellschaft. Weil sie einfach nicht „raus kommen“ können. Wenn viele Menschen mit „Behinderung“ nicht individuell und verstreut in einzelnen Wohnungen, sondern zusammen im selben, außerhalb gelegenen Heim leben, haben sie weniger Nachbarn. Weniger Nachbarn können über die „unzumutbare Belästigung“ durch ihr Leben und ihre Lebensäußerungen klagen. In Claudias Einrichtung leben 1400 Menschen. Manche nennen es ein „Ghetto“. Andere sagen, das Heim wäre prima, weil dort die „Behinderten“ am besten versorgt seien. Sie hätten im Heim alles, was sie bräuchten. Diesen ZeitgenossInnen möchte ich empfehlen, selbst in solch eine Einrichtung zu ziehen, von der aus sie nur schwer am gesellschaftlichen Leben teilnehmen und ganz bestimmt nicht selbst entscheiden können, wie sie leben wollen.

Ich gehe davon aus, daß vielen Leserinnen das Klima und die Lebensbedingungen, unter denen Claudia lebt, nicht vertraut sind. Deshalb beschreibe ich sie relativ ausführlich. Auch mit Aspekten, die nur auf den zweiten Blick mit Coming-Out zu tun haben. Vielleicht ist es durch diese eingeschobenen Beschreibungen schwierig dem Text zu folgen. Aber zum Verständniss von dem, wie Claudia lebt und was lesbisch zu sein in ihrer Lebenssituation bedeutet, finde ich wichtig, ihr „Drumherum“ zu kennen.

Das Leben in „Behinderten“-Einrichtungen und Coming-Out hängen zusammen:

Die Bedingungen der Einrichtung behindern die BewohnerInnen, raus zu kommen und sich in der Gesellschaft zu bewegen. Wenn frau sich nicht innerhalb der Gesellschaft bewegen kann, ist es ziemlich schwierig, auf Lesben-Zusammenhänge, Frauenzentren, Coming-Out-Gruppen, Vorbilder für die eigene Lebensweise und Gleichgesinnte zu stoßen. Andere Lesben zu kennen ist aber wichtig dafür, das eigene Lesbisch-Sein entdecken, damit rauskommen und es positiv leben zu können.

Claudia hat keine guten Bedingungen, um aus dem Heim raus zu kommen. Sie muß sich dem Tagesplan der „nichtbehinderten“ MitarbeiterInnen ihrer Wohngruppe unterordnen. Claudia ist freundlich zu den MitarbeiterInnen. Wenn sie es nicht ist, stehen ihre Chancen auf möglichst gute Lebensbedingungen noch schlechter. Claudia lächelt die MitarbeiterInnen an und tut so, als wäre sie fröhlich. Die MitarbeiterInnen denken, Claudia mag sie. Manchmal denkt das Claudia sogar selbst. In Wirklichkeit hat sie keine andere Wahl. Ob sie die MitarbeiterInnen mögen würde, wenn sie nicht abhängig von ihnen und ihrem Wohlwollen wäre, kann sie nicht sagen. Wenn sie einander gleichberechtigt gegenüber stehen oder sitzen würden, würde Claudia sie jedenfalls nicht so viel anlächeln. Dann würden die MitarbeiterInnen auch nicht mehr sagen: „Ich arbeite gerne mit Behinderten, sie sind so fröhlich und dankbar!“.

Eine Bekannte von Claudia, Edeltraut, wohnt in einer anderen Gruppe und kann nicht alleine aus dem Bett raus. Wann sie abends ins Bett geht, entscheidet nicht sie selbst. Auch nicht die Hausordnung, die nach 22 h Ruhe vorschreibt. Obwohl die meisten BewohnerInnen

erwachsene Menschen sind. Wann Edeltraut ins Bett kommt, entscheidet der Zeitplan der MitarbeiterInnen. Oft bedeutet das, daß sie um 6 h aufstehen muß und um 17 h wieder ins Bett für die Nacht. Wenn die MitarbeiterInnen keine Zeit haben, wird Edeltraut den ganzen Tag lang nicht aus dem Bett raus geholt. Sondern muß von morgens bis abends bis morgens bis abends den ganzen Tag lang drin liegen bleiben. Es kann Vorteile bringen und wichtig sein, nett und freundlich zu den MitarbeiterInnen zu sein und sich mit ihnen gut zu stehen. Es sich mit ihnen zu verscherzen, kann unangenehme Konsequenzen haben. Sevinç ist eine andere Bekannte von Claudia. Sie wohnt eine Etage höher. Vor einer Weile hat eine der Pflegerinnen angefangen, sie so „komisch“ anzugucken, wenn sie ihr beim An- und Ausziehen hilft. Später hat sie sie beim Duschen ein paar mal wie versehendlich an der Brust berührt. Sevinç war irritiert und wußte nicht, wie sie sich verhalten soll. Weil es eine der nettesten PflegerInnen ist, dachte Sevinç, das müsse wirklich versehendlich gewesen sein. Sie zu duschen wäre sicher nicht einfach. Sie dürfe die Pflegerin nicht noch mehr belasten mit Extrawünschen, wo sie überall aufpassen müßte, sie nicht zu berühren. Wo die Pflegerin sich doch schon mehr Zeit genommen und sie nicht so hektisch abgerubbelt hat wie andere PflegerInnen oder Zivis. Die Pflegerin hat sie im Laufe der Zeit immer wieder „versehendlich“ an den Brüsten oder am Po berührt. Sevinç weiß nicht, was sie machen soll. Vor 2 Jahren hat ein anderer Bewohner der Einrichtung regelmäßig versucht, sie zu vergewaltigen. Einige Male hat er es auch geschafft. Sevinç hat sich an die ErzieherInnen, an die Gruppenleitung und zum Schluß sogar an die Heimleitung gewandt. Das einzige, was passiert ist, ist daß Sevinç die Pille bekommen hat und eine Erzieherin dem Mitbewohner gesagt hat, er solle das nicht machen. Genutzt hat das aber nicht. Sevinç hat versucht zu erreichen, daß der Vergewaltiger in ein anderes der Häuser umziehen muß, damit er weniger Zugriff auf sie hat. „Aber das kann man dem armen Mann nicht antun! Er ist doch schon behindert. Wenn er hier fliegt, würdest du ihm sein Leben damit versauen!“, war eine der Reaktionen. Er durfte bleiben. Wenn, dann hätte sie selbst gehen müssen. Wie sich Sevinç jetzt, 2 Jahre später, wegen der Pflegerin verhalten soll, weiß sie nicht. Claudia und 2 andere Frauen, die sie gefragt hat, wissen auch keinen Rat. Mit PflegerInnen sollte frau es sich nicht verscherzen. Sevinçs Pflegerin ist eine nette Pflegerin. Bestimmt waren es nur Versehen. Was das mit Claudia und mit Coming-Out zu tun hat?

Es ist die Lebenssituation, in der sie lebt.

Dieselben MitarbeiterInnen, die Edeltraut manchmal den ganzen Tag nicht aus dem Bett holen (können), müßte Claudia fragen, wenn sie möchte, daß jemand sie in die Stadt oder woanders hin fährt, wo sie andere Menschen als die im Heim kennenlernen könnte. Wo sie in einer Kneipe zufällig Veranstaltungs-Zeitschriften finden könnte, in denen ein paar Notizen zu lesbischem oder schwulen Leben in der Region stehen. Wo sie jemand treffen könnte, der oder die ihr vom Frauencafé, vom „Schoof“, von einem Lesben- und Schwulen-Zentrum oder von einer Filmreihe in einem Programmkino erzählen könnte. Wo sie die ausgelegten Werbezettel für eine Coming-Out-Gruppe finden könnte. Solche Werbezettel werden „breit gestreut“. Doch leider nicht da, wo Claudia ist. Dort hinzukommen, wo Veranstaltungen stattfinden, ist für mache -nicht für alle!- Menschen mit „Behinderung“ nicht einfach. Trotzdem wäre es schön, wenn Einladungen zu lesbisch-schwulen Veranstaltungen auch in Institutionen, in denen sich Menschen mit „Behinderung“ aufhalten, auslägen. Z.B. in Gehörlosen-Zentren, „Behinderten“-Heimen, Sonderschulen etc. Diese tollen Aktionen, daß Lesben und Schwule in Schulen gehen und dort für eine Unterrichtsstunde in Klassen Aufklärungsarbeit leisten, wären auch eine gute Idee für Sonderschulen und Heime.

Lesbisch zu leben entspricht nicht der gesellschaftlichen Norm. Um anders als die Norm leben zu können, muß frau über sich selbst bestimmen können. Das Klima in den meisten Einrichtungen hat nicht viel mit Selbstbestimmung zu tun. Ein Beispiel für das Selbstbestimmungsrecht, die Möglichkeit der Wahrung der eigenen Grenzen, das Klima und die Lebenssituation in Einrichtungen ist die Geschichte von Sevinç. Eine andere Auswirkung des selben Prinzips ist, daß es in manchen Einrichtungen verboten ist, mit einem andern

Menschen Sexualität zu leben. Oder daß Claudia kein eigenes Zimmer hat, sondern ein 2-Bett-Zimmer mit einer andern Frau teilt. Ihre Zimmergenossin hat nicht sie selbst ausgesucht. Es gibt viele Dinge, über die Claudia nicht selbst entscheiden kann. Die fehlenden Rechte, über das eigene Leben selbst zu bestimmen, haben Auswirkungen auf lesbisches Leben und Coming-Out.

Wer jetzt denkt, Claudia hätte unter diesen schlechten Lebensumständen sicher keine Liebesbeziehung, irrt. Gewiß sind die Lebensumstände benachteiligend. Und müßten es meiner Meinung nach nicht sein. Aber Claudias Liebste heißt Iris und wohnt in der selben Wohngruppe wie sie. Sie bezeichnen sich nicht als Lesben. Sie kennen die gesamte Sub-Kultur für Lesben nicht. Sie lesen keine Lesben-Krimis und kennen keine Lesben, die ihre Vorbilder sind. Sie können nicht einfach auf den nächsten Schwoof oder das Lesbenfrühlingstreffen fahren. Das ist schade. Aber einsam, unglücklich und ohne Liebesbeziehung sind sie nicht. Ob sie nicht Schwierigkeiten mit den MitarbeiterInnen bekommen haben? Es hat das Verhältniss nicht leichter gemacht. Sie hätten massiven Ärger bekommen können. Von anderen Lesben habe ich das gehört. Aber die MitarbeiterInnen meinten, davon könnten sie immerhin nicht schwanger werden. Manche fanden es „niedlich, wie lieb sie miteinander umgehen“. Bei diesen Begründungen kriege ich leichtes Magenweh. Außerdem finde ich, daß im Gegensatz zur heutigen Situation BewohnerInnen von Einrichtungen (egal ob von „Behinderten“-, Asylsuchenden- oder sonstigen Heimen oder Einrichtungen) ein selbstverständliches Recht auf Intimsphäre und Liebesbeziehungen haben müssen. Egal ob mit Männern oder Frauen. Aber bis dahin ist noch ein weiter Weg.

Sofie, Myriam und Claudia sind keine bestimmten Frauen. Auch wenn sie es gut sein könnten. Ich habe sie aus mehreren Frauen, mit denen ich gesprochen habe, zusammengefügt und ihnen andere Namen gegeben. Sie stehen für viele Frauen. Alle Bestandteile ihrer Geschichten sind real.

Von Myriams Rollstuhl abgesehen, habe ich bewußt nicht angegeben, was für „Behinderungen“ die Frauen haben. Und ob ein Rollstuhl das einzige ist, was Myriam hat, ist nicht gesagt. Das, was ich in den Geschichten beschrieben habe, trifft nämlich gleichermaßen für verschiedene Arten, anders fähig zu sein, zu.

Sevinçs Erfahrungen mit dem vergewaltigenden Mitbewohner, den ErzieherInnen und der Heimleitung sind genau so geschehen. Sie sind nicht überspitzt. Einige unschöne Aspekte habe ich sogar weggelassen. Wir haben ein paar Monate nachdem sie bei der Heimleitung war, den Kontakt verloren. Daher weiß ich nicht, wie ihre Geschichte weitergegangen ist. Die Übergriffe von der Pflegerin gehören zu anderen Frauen. Es kann aber gut möglich sein, daß auch Sevinç wieder Übergriffen ausgesetzt ist. Durch die große Abhängigkeit gibt es sehr viel sexuelle Gewalt in „Behinderten“-Einrichtungen. Abhängigkeit und Machtgefälle fördern Möglichkeiten für sexuelle Übergriffe.

Die Zitate von Myriam sind Originalzitate. Während des Schreibens ging mir immer wieder durch den Kopf, daß manche Leserin Myriams Aussagen für übertrieben halten könnte. Ich weiß nicht, was ich dem entgegen setzen könnte, außer, daß ich es so wiedergegeben habe, wie Myriam es mir erzählt hat und daß ich glaube, daß Myriam ihre Umwelt genau wahrnimmt und sich mit ihren Empfindungen nicht vertut.

In den nächsten Abschnitten möchte ich Euch kurz in theoretischer Form ein paar meiner Gedanken wiedergeben, die ich in die Beschreibungen von Sofie, Myriam und Claudia eingebaut habe.

Andere Lesben kennen

Nach ihrem Coming-Out befragt und danach, wie sie gemerkt haben, daß sie lesbisch sind, erzählen viele Frauen von einem Gefühl für ein anderes Mädchen oder eine andere Frau. Aber oft auch, daß sie nicht wußten, was ihr Gefühl zu bedeuten habe oder wie sie es leben könnten. Sie hatten keinen Begriff für dieses Gefühl, hatten keine Vorbilder, die auch „so“ waren oder kannten keine anderen Lebensmodelle als das Vater-Mutter-Kind-Spiel. Hätten sie aber dringend gebraucht. Manche dachten, sie wären die einzige.

Später haben sie andere Lesben gefunden und hatten ihr Coming-Out. Oder schon eher. Aber ohne einen Begriff, ohne Vorbilder und ohne andere, die fühlen wie ich und mit denen ich meine Lebensweise leben kann, ist es schwieriger. Egal, ob für Lesben mit oder ohne „Behinderung“. Für Lesben mit „Behinderung“ ist es jedoch manchmal schwerer, Informationen und Aufklärung zu bekommen, lesbische Strukturen zu nutzen und andere Lesben kennen zu lernen.

Damit anders fähige Lesben raus kommen und rein kommen können

Es gibt ein paar Punkte, die Ihr beachten könnt, damit anders fähigen Lesben Coming-Out-Informationen und die Lesben-Szene nicht verschlossen bleiben. In diesem Abschnitt steht eine Liste von Anregungen. FrauenLesben-Zusammenhänge sind meist nur auf normgerechte Frauen ausgerichtet. Sie Frauen mit „Behinderung“ zu öffnen, stellt keine besondere Zuwendung dar, sondern ein nicht weiter Fortsetzen der strukturellen Ausgrenzung. Neben den technischen Voraussetzungen für eine Teilhabe gibt es natürlich auch zwischenmenschliche. Möglicherweise sind die Räume erreichbar, Sprache und Informationen verständlich. Nebenbei bemerkt für „Nichtbehinderte“ Selbstverständlichkeiten. Wenn aber -gewollt oder ungewollt- der Umgang mit anders fähigen Frauen ausgrenzend oder respektlos ist, werden sie sich nicht willkommen und wohl fühlen. In dieser Gesellschaft bestehen negative Vorurteile über Menschen mit „Behinderung“, die als so selbstverständlich gelten, daß sie Euch wahrscheinlich gar nicht auffallen. „Behindertes“ Leben ist nicht minderwertig. Es gibt ein nettes Plakat mit dem Spruch: „Meine Behinderung ist, daß du mich anders findest.“ Krüppel-Frauen können genauso gut selbst entscheiden, was sie wollen und was gut für sie ist, wie andere. Anders fähige Lesben sind nicht unattraktiv oder minderwertige Geliebte und Freundinnen. Sie brauchen wahrscheinlich nicht mehr Hilfe und Pflege von Euch als Ihr von Ihnen. Sie haben die gleichen Gefühle und Bedürfnisse wie Ihr. ...

Die folgende Liste mit vorwiegend technischem Voraussetzungen ist nur ein grober Umriß. Zur genaueren Auseinandersetzung möchte ich auf die Broschüre „Was wir brauchen. Handbuch zur behindertengerechten Gestaltung von Frauenprojekten“ verweisen. Die folgenden Hinweise richten sich an Projekte und Veranstalterinnen. Und an alle Frauen, die Projekte, Treffpunkte und Veranstaltungen besuchen und sich dafür einsetzen könnten, daß die Bedingungen dort gute Bedingungen für alle sind und nicht nur für manche.

- Sorgt dafür, daß Informationsmaterial zum Coming-Out und andere Informationsblätter, Flugis, Veranstaltungsprogramme, Broschüren und Bücher in für blinde und „sehbehinderte“ nutzbarer Medienform zugänglich sind und ihnen nicht verschlossen bleiben. Manche blinden oder „sehbehinderten“ Frauen haben Computer und Ihr könnt ihnen die Texte einfach auf Diskette geben. Ihr könnt Texte in Großdruck ausdrucken oder sie groß kopieren. Damit sie für blinde Frauen und für welche, die nicht lesen können, nutzbar sind, könnt Ihr sie auf Kasette auflesen. Wenn die Texte zu lang sind, z.B. Bücher oder Broschüren, könnt Ihr sie an Blindenbüchereien schicken und diese bitten, sie aufzulesen und in ihr Sortiment aufzunehmen. So haben auch blinde Lesben Zugang zu Lesben-Büchern. Bislang gibt es leider nur sehr wenige feministische oder lesbische Bücher in Blindenbüchereien. Außerdem könnten blinde Frauen, die noch nicht herausgefunden haben,

daß sie lesbisch oder bisexuell sind, dann ebenso zufällig auf diese Bücher stoßen wie sehende Frauen in anderen Büchereien. Zu entdecken, daß frau lesbisch ist und wohin sie sich wenden kann (z.B. Lesbentelefone, Frauenzentren, Schwoofs,...), ist ohne jedes Informationsmaterial nämlich sehr schwierig. Für blinde Frauen gibt es bislang leider nur sehr wenig Informationen zu Lesben-Themen. Das muß ja nicht so bleiben!

- Gehörlose Frauen brauchen für Veranstaltungen oder für Beratungsgespräche Gebärdensprachdolmetscherinnen. Adressen von Dolmetscherinnen könnt Ihr von den lokalen Gehörlosenverbänden bekommen. Auf Euren Veranstaltungsankündigungen könnt Ihr ein Zeichen für „Gebärden“ (zwei gebärdende Hände) drucken und daneben die Information, daß Gebärdensprachdolmetscherinnen anwesend sein werden bzw. bei Voranmeldung dazugeholt werden. Ansonsten gehen Gehörlose nämlich davon aus, daß sie - wie gewohnt- auch bei dieser Veranstaltung keine Chance auf Verständigung durch eine Dolmetscherin haben. Dann kommen sie natürlich nicht. Die Kosten für die Dolmetscherinnen kann natürlich nicht die gehörlose Frau als Einzelperson zahlen. Sie müssen genauso gemeinschaftlich getragen bzw. bei Kostenträgern beantragt werden wie z.B. das Honorar und die Fahrtkosten der Referentin.
- Nicht allen Lesben kann frau ihre „Behinderung“ ansehen. Bitte laßt nicht außer Acht, daß eine Lesbe „behindert“ sein könnte, auch wenn Ihr es nicht seht. In einem entsprechenden Klima kann sie sagen, daß sie „behindert“ ist und möglicherweise etwas anders braucht, als es ist. Geht achtungsvoll mit ihr und den Bedingungen, die sie für eine Teilhabe braucht, um.
- Nehmt rollstuhlgerechte Räume! Von einer Frau zu verlangen, sich wo hineinragen zu lassen, sei es mit Rollstuhl oder auf den Armen, ist nicht zumutbar! Ihr würdet auch nicht wollen, daß ihr gezwungen seid, Euch von andern Leuten tragen zu lassen, wenn ihr an etwas teilnehmen wollt! Das sind keine würdevollen Bedingungen. Selbst wenn einige Menschen mit Rollstuhl sich von andern Personen tragen bzw. die Treppen hochziehen lassen, könnt Ihr nicht verlangen, daß es deshalb für andere auch ok ist. Jede Frau muß selbst entscheiden können, ob, wann, von wem und wie sie angefaßt werden will. Für viele Rollstuhlfahrerinnen sind Treffpunkte der FrauenLesben-Szene durch Treppenstufen, die davor liegen, verschlossen. Wieviele FrauenLesben-Räume in Eurer Umgebung sind mit Rollstuhl erreichbar? Was das für die Lebenssituation von anders fähigen Frauen, für das Coming-Out, das lesbische Leben und das Miteinander von Frauen mit und ohne „Behinderung“ bedeutet, mögt Ihr Euch vielleicht selbst überlegen. Stufen sind im Übrigen nicht nur für Rollstuhlfahrerinnen, sondern auch für einen guten Teil der anderen „gehbehinderten“ Frauen problematisch. Wenn ein Projekt Räume hat, die nur über Stufen erreichbar sind und die tatsächlich nicht entsprechend umgebaut werden können, gibt es immer noch die Möglichkeit, Veranstaltungen, Treffen, Beratungen,... bei Bedarf in andere, rollstuhlgerechte Räume zu verlegen. Ihr könnt diese Möglichkeit direkt auf Euern Faltblättern vermerken. Dabei ist wichtig, daß die anders fähige Frau nicht das Gefühl hat, daß sie diskutieren oder gar betteln muß, damit solch ein Raumwechsel stattfindet. Es muß mit Selbstverständlichkeit geschehen. Und ohne, daß sie „doofen Blicken“ von Teilnehmerinnen oder Veranstalterinnen ausgesetzt ist. Sie soll nicht das Gefühl haben, daß Dankbarkeit von ihr erwartet wird, weil „extra wegen ihr“ der Raum gewechselt wird. Daß die eigentlichen Räume nicht erreichbar sind und sie den Raumwechsel initiieren und anderen „Arbeit machen“ muß, ist ihr wahrscheinlich unangenehm genug. Da sollte nicht noch Dankbarkeit erwartet werden. Den Raum in Einzelsituationen zu wechseln, kann eine Notlösung sein. Für eine *gleichberechtigte* Teilhabe sind jedoch Räume wichtig, die alle unter gleichen Bedingungen betreten oder befahren können.

- Wenn eine Frau mit „Behinderung“ etwas anbringt, was sie zur Teilhabe an den Veranstaltungen,... braucht, was nicht in meiner Liste steht: Geht achtungsvoll mit ihr um! Sie ist Fachfrau und weiß besser, was nötig ist und was nicht, als irgendwelche Listen! Krüppel-Frauen sind nicht genormt! Wenn zwei Frauen hinken, kann es sein, daß die eine z.B. Treppen steigen kann, die andere aber nicht! Was eine Frau kann, wenn es ihr gut geht, kann etwas anderes sein als das, was sie kann, wenn es ihr nicht gut geht.

Mobilität

Je nach ihrer „Behinderungsart“ und ihren individuellen Lebensumständen können etliche Frauen mit „Behinderung“ viele Orte von ihrer Wohnung aus nur schlecht oder gar nicht erreichen. Auch die, an denen sich Lesben treffen. Wenn Ihr die Situation nicht selbst kennt, könnt Ihr vielleicht versuchen, Euch in sie hineinzusetzen.

Bus und Bahn sind für viele anders fähige Frauen nur eingeschränkt zu benutzen. Mit Rollstuhl beispielsweise kann frau in den größten Teil des „öffentlichen Personennahverkehrs“ nicht hereinkommen.² (Achtung: Längst nicht alle Frauen mit „Behinderung“ fahren Rollstuhl! Da gibt es noch so viele andere Möglichkeiten, anders fähig zu sein...) Es gibt zwar durchaus Busse und Bahnen, die stufenlos befahrbar sind. Leider werden sie jedoch nur selten eingesetzt. Sogar bei vielen Niederflurbussen befindet sich zwischen Bordstein und Bus noch eine beachtliche Stufe. Aber es gibt -außer der Regel- auch Busse und Bahnen ohne Stufe. In die frau mit Rolli reinfahren kann. Falls Ihr es noch nicht wißt, findet doch mal heraus, auf welchen Linien und welche Strecken eine Frau mit Rolli in Eurer Stadt fahren könnte. Bei U- und S-Bahnen ist zu beachten, ob es an den Haltestellen Aufzüge oder Rampen gibt, wenn der Ausstieg nicht auf Straßenniveau ist. Bei Niederflurbussen müßt Ihr nicht nur gucken, ob es überhaupt welche gibt, sondern außerdem, ob sie regelmäßig auf den Linien fahren. Frau muß sich darauf einstellen können, wann einer kommt, und nicht auf gut Glück an der Haltestelle warten müssen. Vielleicht überlegt Ihr Euch, welche (Frauen-) Orte Ihr von Eurer Wohnung aus mit Rolli mit Bus und Bahn erreichen könnt. Und was für einen Einfluß das auf Euer Leben und auf Kontakte mit andern Lesben hätte.

Oder Ihr schaut z.B. nach, an welchen U- und S-Bahnhaltestellen es auf dem Boden ein Leitsystem für blinde Menschen gibt. Das können weiße Pflastersteine mit Rillen sein, die parallel zur Bahnsteigkante verlaufen. An diesen Rillen können blinde Menschen mit Stock leichter erkennen, wo sie auf die Gleise plumpsen könnten und wo nicht. Nicht nur die Bahnsteigkante kann mit einem Leitsystem gekennzeichnet sein, begeht Euch mal auf Erkundungstour!

Außerdem könntet Ihr nachgucken, in welchen Bahnen es eine Anzeigezeile gibt, an der gehörlose Frauen ablesen können, welches die nächste Haltestelle ist. Für blinde oder „sehbehinderte“ Frauen ist es sehr nützlich, wenn die Haltestellen durchgesagt werden. Gehörlose und evtl. auch schwerhörige Frauen hören oder verstehen die Durchsagen, die die/der FahrerIn während der Fahrt macht, nicht. Sie müssten sie sehen können. Auch gerade Warn-Durchsagen, falls es Zwischenfälle oder gefährliche Situationen gibt.

² Anmerkung von 2007: Mittlerweile hat sich die Zugänglichkeit von Bus und Bahn glücklicherweise verbessert. Um mit Rollstuhl einsteigen zu können, braucht man Niederflurwagen, die den Höhenunterschied und die Spalte zum Bordstein mit einem Hublift oder einer nicht zu steilen Rampe überwinden. Und FahrerInnen, die diese Einstieghilfe auch bedienen, ohne zu murren. Oder Bahnsteige, die von vorneherein auf der gleichen Höhe wie der Einstieg sind. Wie sieht es bei Euch vor Ort aus?

Die ewig Andere

Typisch für Lesben mit „Behinderung“ ist, daß sie in allen Mainstream- und Subkulturen die „andere“ sind. In der FrauenLesben-Szene werden sie als „die Behinderte“ wahrgenommen. In gemischten Gruppen von Menschen mit „Behinderung“ sind sie als Lesben in der Minderheit. Selbst in Frauengruppen, die vorwiegend heterosexuell orientiert sind, können Lesben in einer besonderen Position sein. Vielleicht kommt zu dieser Liste noch dazu, daß sie Schwarz, Jüdin, Migrantin, Mutter,... sind. Sie müssen sich immer wieder und überall outen. Sie können fast nirgendwo das sein, was „normal“ ist und nicht erklärt oder gerechtfertigt werden muß. Wenn sie die entsprechenden Aspekt ihrer Person nicht verstecken oder unter den Tisch fallen lassen wollen.

Das geht anderen Menschen, die in mehr als einer Hinsicht von dem abweichen, was als „normal“ gilt ähnlich.

Oft habe ich von anders fähigen Lesben gehört, daß sie dachten, sie wären die einzigen, und darunter gelitten haben. Ich wünsche mir, daß anders fähige Lesben, Bisexuelle oder Schwule in der Zukunft in den Medien und anderen Bereichen der Öffentlichkeit selbstverständlich auftauchen. 10% der Menschen hierzulande sind „behindert“. Je nach Schätzung sind ebenfalls ca. 10% lesbisch. Das bedeutet, daß 1% der Bevölkerung Lesben oder Schwule mit „Behinderung“ sind. In einer Stadt mit 100.000 EinwohnerInnen sind das 1000 Menschen! Die sollten sich als „viele“ und nicht mehr als „die einzige“ fühlen!

Abhängigkeit

Je nachdem, wie abhängig eine Lesbe in ihrem täglichen Leben ist, kann es mehr oder weniger schwer sein, sich zu outen. Sie kann mit mehr oder weniger ausgeprägten Sanktionen rechnen.

Oder vielleicht sogar mit Freude und Bestätigung, wenn ihre Freundinnen sowieso Feministinnen oder Lesben sind oder sie in einem Frauenprojekt arbeitet.

Einige anders fähige Frauen sind durch ihre „Behinderung“ und den gesellschaftlichen Umgang damit besonderen Abhängigkeiten ausgesetzt. Egal ob mit oder ohne „Behinderung“, sind Frauen finanziell oder emotional unterschiedlich stark von ihren Familien, möglicherweise ihren Ehemännern, ihren ArbeitgeberInnen oder anderen Bereichen ihres sozialen, religiösen und kulturellen Umfeldes abhängig. Für eine Frau, die Angst hat, das Sorgerecht für ihre Kinder entzogen zu bekommen, bedeutet ein lesbisches Coming-Out etwas anderes als für eine Frau, bei der sich niemand darum schert, mit wem sie schläft und lebt. Außerdem hat es einen Einfluß, wie die Menschen reagieren, von denen eine anders fähige Lesbe ihre Unterstützung, Hilfe oder Assistenz bekommt. Und in welchem Ausmaß sie von ihnen abhängig ist oder ob sie problemlos andere AssistentInnen einstellen kann, falls sie auf Vorbehalte stößt. Eine Frau, die in einem „Behinderten“- oder in einem AsylbewerberInnen-Heim lebt, ist in besonderem Ausmaß auf das Wohlwollen des Heim-Personals angewiesen. Und darauf, wie sie mit den andern HeimbewohnerInnen auskommen kann, mit denen sie auf engem Raum und vielleicht sogar in einem Zimmer zusammenleben muß.

Sichtbar und nicht sichtbar „behinderte“ Lesben

Bei manchen Lesben kann man sehen, daß sie „behindert“ sind, bei manchen nicht.

Lesben mit nicht sichtbarer „Behinderung“ müssen nicht nur ein Coming-Out als Lesbe, sondern auch eins als Frau mit „Behinderung“ machen. Sonst wird diese Seite von ihnen von außen nicht wahrgenommen. Falls sie verstecken möchten, daß sie „behindert“ sind, können sie dies im Gegensatz zu Frauen mit sichtbarer „Behinderung“ allerdings tun.

Bei nicht-sichtbar anders fähigen Frauen und bei welchen, bei deren „Behinderung“ die Umwelt „ein Auge zudrücken“ und sie übersehen kann, vergessen die andern oft, daß sie etwas nicht können. Sie müssen sich immer wieder als Krüppel-Frauen outen. Frauen, die sichtbar

anders fähig sind, müssen sich immer wieder gegen das Vorurteil, sie wären nicht fähig, viele verschiedene Dinge zu tun, abgrenzen. Sie müssen Aufklärungsarbeit leisten. Obwohl eine sichtbar und eine nicht sichtbar „behinderte“ Frau zu den gleichen Leistungen in der Lage sein können, wird die nicht sichtbar „behinderte“ in der Regel an „Nichtbehinderten“ (Leistungs-) Maßstäben gemessen. Die sichtbar „behinderte“ wird von vorneherein als weitgehend eingeschränkt und/oder nicht leistungsfähig angesehen. Beide müssen herausfinden, wie ihre individuellen Grenzen und Fähigkeiten tatsächlich sind. Genauso wie mit dem eigenen Lesbisch-Sein, können sie sich mit dieser Seite ihrer Persönlichkeit auseinandersetzen und sich sowohl der Außenwelt als auch sich selbst gegenüber öffnen. Oder sie können im Schrank bleiben.

Die Vielfalt von Krüppel-Frauen

Es gibt Strukturen, die das Coming-Out von Lesben mit „Behinderung“ beeinflussen und alle Lesben mit „Behinderung“ betreffen. Es gibt aber auch viele Unterschiede in der Lebenssituation von Lesben mit „Behinderung“, die ganz unterschiedliche Bedingungen für ein Coming-Out bedeuten.

Lesben können sichtbar oder nicht-sichtbar „behindert“ sein.

Sie können „behindert“ geboren werden, als Kind in die „Behinderten“-Rolle und nicht in die Mädchen- und Frauen-Rolle sozialisiert werden oder als Erwachsene „spätbehindert“ werden. Sie können in der Lage sein, ohne Hilfe allein zu leben und vielleicht noch andere Personen zu versorgen. Sie können in unterschiedlichem Ausmaß auf Assistenz im täglichen Leben angewiesen sein. Sie können zur Unterstützung von Pflegepersonal in Heimen oder von ambulanten Pflegediensten abhängig sein. Oder die benötigte Hilfe von Familienangehörigen oder FreundInnen oder von AssistentInnen bekommen, die bei ihnen selbst ausgesucht, angestellt und angeleitet werden.

Sie können Kinder haben oder keine Kinder haben.

Sie können verheiratet, in Frauen- oder Männer-Beziehungen oder solo sein.

Sie können in ihrer eigenen Wohnung, allein, mit FreundInnen oder Partnerin, mit ihrer Herkunfts- oder ihrer selbstgegründeten Familie leben. Sie können im „Behinderten“- oder im Altenheim, im Berufsförderungswerk, in einer (Aus-)Sonderschule angegliederten Internat oder in einer anderen „Behinderten“-Einrichtung leben.

Sie können in der Stadt oder auf dem Land wohnen.

Sie können mit ihrem eigenen Auto oder mit Bus und Bahn mobil oder z.B. auf einen mangelhaften „Behinderten“-Fahrdienst angewiesen sein und Orte nur schlecht erreichen können.

Sie können berufstätig sein oder nicht.

Sie können von Sozialhilfe oder mit Taschengeldern leben, die z.B. MitarbeiterInnen von Werkstätten für „Behinderte“ (WfB) statt Lohn gezahlt werden. Sie können wohlhabend sein oder ihr finanzieller Rahmen kann sie in ihrer Lebensführung einschränken.

Sie können wie eine Bücherraupe von morgens bis abends alles, was ihnen unter die Augen kommt, lesen. Oder ihnen können u.U. aufgrund von Seh- oder sogenannter „geistiger Behinderung“ Bücher und Informationsblätter, in denen es um lesbisches Leben geht, verschlossen bleiben, weil sie in Schwarzschrift gedruckte und nicht auf Kassette aufgelesenen sind. (Achtung: Nicht alle Menschen mit einer sogenannten „geistigen Behinderung“ können nicht lesen.)

Usw., usf. .

Diese aufgelisteten Lebensbedingungen betreffen natürlich auch nicht-lesbische Frauen und Männer mit „Behinderung“. Aber sie haben auch einen besonderen Einfluß auf das Coming-Out von Lesben mit „Behinderung“.

Freiheit

„Wenn ich mich „unnormal“ verhalte, werde ich auch nicht blöder angeguckt als sowieso schon.“

„Ist der Ruf erst ruiniert, ...“

KrüppelInnen haben weniger Ruf zu verlieren. Das kann zwar dazu führen, daß sie umso mehr Kraft investieren, um den Normen doch noch gerecht zu werden und gesellschaftliche Ideale zu erreichen. Das kann aber auch dazu führen, daß sie weniger Angst haben, Normen nicht zu entsprechen. Weil sie es sowieso nicht schaffen werden. Und deshalb freier sind, selbst zu entscheiden und sich so zu verhalten, wie sie wollen.

Für Frauen mit „Behinderung“ gelten oft andere Rollen und Verhaltensvorschriften als für Frauen ohne „Behinderung“. Die klassische Frauenrolle wird ihnen nur teilweise zugewiesen. Das hat zwar einen negativen Hintergrund, nämlich daß ihnen die Frauenrolle nicht zugetraut wird. Andererseits bringt es eine größere Freiheit. Es ist eine alte Forderung der Frauenbewegung, sich vom althergebrachten Frauenbild zu emanzipieren.

In verschiedenen Lebensbereichen haben Krüppel-Frauen durch ihr Herausfallen aus Rollen mehr Freiheit.

Vielen anders fähigen Mädchen wird direkt oder indirekt vermittelt, sie würden „sowieso keinen Mann abbekommen“, der sie versorgt. Stattdessen wird zum Ziel, daß sie später in der Lage sind, sich selbst zu ernähren und unabhängig zu leben. Z.B. durch eine gute Berufsausbildungen oder ein Studium. Auch wenn es nicht dessen Intention ist, kommt die Erziehung von Mädchen zu finanziell eigenständigen Frauen feministischen Vorstellungen wesentlich näher als die Ausrichtung auf Ehemann und Familie. Wenn Frauen finanziell unabhängig sind, ist es wesentlich leichter für sie, nach eigenen Vorstellungen, z.B. lesbisch, zu leben.

Einige anders fähige Frauen, die studiert haben, hätten dies nicht gekonnt, wenn sie „nichtbehindert“ wären. Für „nichtbehinderte“ Mädchen war ein Studium in ihren Familien nicht üblich. Die Möglichkeit zu studieren ergab sich quasi aus ihrer Situation als Mädchen mit „Behinderung“ heraus. (Natürlich gibt es auch viele, die durch ihre Situation als Frauen mit „Behinderung“ daran gehindert werden zu studieren oder einen anderen Beruf nach den eigenen Vorlieben zu wählen.)

Krüppel-Frauen werden in geringerem Ausmaß als gewöhnliche Frauen unter Druck gesetzt, allzeit gestylt auszusehen und sich mager zu hungern.

Viele Frauen mit „Behinderung“ werden als „sexuelle Neutren“ angesehen. Daß ihnen ihre Sexualität abgesprochen wird, ist unschön. Es bedeutet aber auch, daß weniger von ihnen erwartet wird, heterosexuell zu sein. Der Druck der „Zwangsheterosexualität“ ist schwächer als gegenüber gewöhnlichen Frauen.

Oft kann eine sichtbar „behinderte“ Frau, die sich nicht outen möchte oder kann, mit ihrer „nichtbehinderten“ Liebsten zusammenwohnen, ohne daß sie von einem homophoben Umfeld Sanktionen erlebt. Die Liebste wird nämlich als ihre Pflegerin angesehen und nicht als lesbische Geliebte identifiziert.

Auch, wenn die Ursachen für diese Vorteile sind, das Frauen mit „Behinderung“ etwas nicht zugetraut wird, sind es dennoch Vorteile.

Ohne viele Erwartungen, die eine zu erfüllen hat, kann es leichter sein, so zu leben, wie frau will. Und die Freiheit zu haben, selbst zu überlegen, welchen Weg ich nehmen will und diesen Weg zu gestalten.

Verabschieden möchte ich mich mit einem Gedicht über Freiheit, Anders-Sein und Normalität.

Es ist normal

Es ist normal,
 einen ungewöhnlich gestalteten Körper zu haben,
 es ist normal,
 Gebärde zu sprechen,
 mit Lupe zu lesen,
 mit Rollstuhl zu fahren,
 mit Sauerstoffgerät zu atmen,
 „geistig behindert“ zu sein

es ist normal,
 nicht für Geld arbeiten zu können,
 es ist normal,
 überlebende sexueller Gewalt zu sein,
 ob es als Kind
 oder als Frau war,
 es ist normal,
 nicht zu überleben

es ist normal,
 aus der Heimat
 fliehen gemußt zu haben,
 es ist normal,
 Sehnsucht zu haben
 und tiefe Trauer,
 es ist normal,
 irre geworden zu sein

es ist normal,
 Angst zu haben,
 es ist normal,
 von Alkohol oder anderem
 abhängig zu sein,
 Magersucht zu haben,
 von den Eltern mißhandelt worden,
 vom Mann, Freund oder
 auch von der Freundin
 vergewaltigt oder geschlagen worden zu sein

es ist normal,
schwarz zu sein,
jüdisch,
muslimisch,
alt,
alleinerziehend,
chronisch krank,
pflegeabhängig,
dick,
lesbisch oder auch schwul zu sein

es ist nicht normal,
„nichtbehindert“, ohne sexuelle
Gewalterfahrung, deutsch,
heterosexuell, christlich,
suchtfrei, schlank, jung,
finanziell abgesichert,
kinderlos und weiß zu sein

wie erleichternd.
Dann können wir auch aufhören,
die Welt einzurichten, als gehörten
alle zu dieser speziellen Gruppe

Anhang:**Zu meiner Verwendung der Begriffe „Krüppel-Lesbe“, „Frauen bzw. Menschen mit ‚Behinderung‘“ und „anders fähige Menschen“³**

Viele erschrecken sich, wenn sie das Wort „Krüppel“ oder „Krüppel-Lesbe“ lesen. Dieser Begriff stammt aus einer politischen Bewegung. Ihn zu verwenden ist die Benutzung eines ursprünglich negativ besetzten Ausdrucks als positiv umgedeuteten Kampfbegriff, genauso wie bei der Bezeichnung „schwul“ in der Schwulenbewegung, bei den in der Frauenbewegung positiv besetzten „Hexen“ und dem „black is beautiful“ der schwarzen Bürgerrechtsbewegung. Der Ausdruck „KrüppelIn“ soll die reale Distanz und das Machtverhältnis zwischen „nichtbehinderten“ und „behinderten“ Menschen nicht länger verschleiern. Außerdem beinhaltet er die diskriminierenden Aspekte der Bezeichnung „Behinderte“ nicht. Der Ausdruck „Behinderte“ reduziert uns auf unsere Einschränkungen und ignoriert unsere Fähigkeiten. Alle Menschen mit „Behinderung“ haben Fähigkeiten. Außerdem bringt jede „Behinderung“ besondere Fähigkeiten mit sich. Z.B. einen besseren Tastsinn bei blinden Menschen, andere Arten der Beweglichkeit bei Menschen mit ungewöhnlich geformten Gliedmaßen usw. usf. . Daher trifft die Beschreibung „Behinderte“ auf die Menschen, die ich meine, nicht zu und wertet sie darüber hinaus ab. Weil jedoch dieser Begriff weitaus gebräuchlicher ist und daher leichter erkannt wird, wen ich meine, verwende ich den Ausdruck „Menschen mit ‚Behinderung‘“ trotz meines Unbehagens. Aber ich setze ihn in Anführungszeichen.

Statt von „Behinderten“ von „Frauen mit ‚Behinderung‘“ zu reden, nimmt ihnen die Geschlechtslosigkeit und macht deutlich, daß „behindert“ zu sein nur eine von mehreren möglichen Eigenschaften ist. Frauen/Menschen mit „Behinderung“ sind in erster Linie Frauen bzw. Menschen. Die „Behinderung“ kommt nur als näher bezeichnendes Merkmal hinzu. Manchmal verwende ich auch die Beschreibung „anders fähige Menschen“. Ich finde sie gut und treffend. Da sie bisher leider sehr selten verwendet wird, wissen viele jedoch nicht, was ich mit „anders fähig“ meine.

³ Entnommen aus: Ruhm, Cassandra (1997), Anmerkungen zum Artikel Eingeschränkte Sexualität?? In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Band 45/97, „eigen sinn lich“. Sexualität und Feminismus. Köln: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis e.V., S. 68

¹ Assistenz

Manche Menschen mit „Behinderung“ brauchen für bestimmte Tätigkeiten in ihrem täglichen Leben eine Person, die sie dabei unterstützt oder sie für sie ausführt. Sie brauchen „Assistenz“. Z.B. für Bereiche der Hausarbeit, der Körperpflege, der Fortbewegung außerhalb der Wohnung etc. Was und wieviel von der benötigten Assistenz sie bekommen und nach welchem Unterstützungsmodellen dies geschieht, ist verschieden. Manche sind auf Pflegepersonal aus „Behinderten“-Einrichtungen angewiesen, das meist nicht im entferntesten den Lebensstandard gewährleisten (kann), den „nichtbehinderte“ Menschen für sich selbst gewohnt sind. Manche sind auf Familienmitglieder angewiesen, manche haben Zivis oder ambulante Pflegedienste. Manche haben sogenannte „persönliche AssistentInnen“.

Ob die Unterstützung, die geleistet wird, mehr oder weniger fremdbestimmte Hilfe ist oder tatsächlich „persönliche Assistenz“, hängt von mehreren Kriterien ab:

Bei „Assistenz“ hat die Person mit „Behinderung“

1. die Personalkompetenz: Sie sucht selbst aus, wer bei ihr arbeitet und stellt die Hilfspersonen bei sich ein.
2. die Anleitungskompetenz: Was von den AssistentInnen wann und auf welche Weise gemacht werden soll, bestimmt die AssistenznehmerIn selbst. Sie leitet die AssistentInnen an.
3. die Finanzkompetenz: Das Geld für die Assistenzleistungen wird von der AssistenznehmerIn selbst verwaltet und ausgeteilt. Sie zahlt und ist ArbeitgeberIn und wird nicht, wie bei Versorgung durch ambulante Hilfsdienste häufiger der Fall, als „AlmosenempfängerIn“ angesehen und dementsprechend Dankbarkeit von ihr erwartet. Die Abhängigkeit ist dadurch reduziert.
4. die Organisationskompetenz: Die „behinderte“ AssistenznehmerIn entscheidet, wie die Assistenz organisiert sein soll. Sie muss ihren Tagesablauf nicht den Strukturen eines ambulanten Pflegedienstes anpassen, sondern die Arbeitszeiten der AssistentInnen werden so weit wie möglich an ihren persönlichen Bedürfnissen ausgerichtet.

Längst nicht jede Person mit „Behinderung“, die Assistenz braucht, bekommt Assistenz. Viele sind auf mehr oder weniger „mildtätige“ Hilfeleistungen angewiesen, für die im Gegenzug Dankbarkeit erwartet wird. Oder auf Pflegepersonal, von dem sie abhängig sind und mit dem sie nicht selbst bestimmen können, wie sie ihr Leben gestalten wollen. Viele sind in mehr oder weniger großem Ausmaß unterversorgt und müssen versuchen, mit weniger als sie bräuchten zurecht zu kommen. Gerade nach Einführung der Pflegeversicherung ist es besonders schwierig geworden, persönliche Assistenz nach dem ArbeitgeberInnen-Modell zu bekommen oder auf andere Weise die eigenen Bedürfnisse nach einem würdevollen Leben zu decken. Im Kürzungswahn des „Sozialstaats“ blieb die Würde von vielen assistenzabhängigen Menschen auf der Strecke.

Aber Obacht: Bevor hier Mißverständnisse auftauchen: Längst nicht alle Menschen mit „Behinderung“ sind assistenzabhängig! Das macht die Situation für diejenigen, die es sind, natürlich auch nicht besser. Aber ich möchte hier kein falsches Bild von Frauen mit „Behinderung“ entstehen lassen, daß sie in der Regel auf Hilfe oder Assistenz angewiesen wären oder nicht allein und unabhängig leben könnten.

Was zu Assistenz noch zu sagen ist:

Es gibt Menschen, die ihr Brot nicht selbst backen. Es gibt Menschen, die ihre Post nicht selbst lesen. Es gibt Menschen, die ihre Einkäufe nicht selbst schleppen. Es gibt Menschen, die sich nicht allein waschen. Es gibt Menschen, die ihre Kleidung nicht flicken können.

Ein Teil davon gilt als „normal“ und keineR wundert sich. Ein Teil davon gilt als Bestandteil einer „Behinderung“ und die, die sich sonst nicht wundern, haben Mitleid oder finden es schrecklich.

Es gibt Menschen, die keine oder kaum Hausarbeit machen und sich nicht selbst versorgen können.

Wenn sie „nichtbehinderte“ Männer einer älteren Generation sind, gilt das als völlig „normal“ und (fast) keineR wundert sich. Wahrscheinlich würden viele sich eher wundern, wenn sie den Haushalt führen und sich selbst versorgen könnten.

Wenn sie Frauen mit „Behinderung“ sind, ist dasselbe Ausmaß an Fähigkeiten, sich selbst zu versorgen, ein tragischer Bestandteil ihrer „Behinderung“ und löst bei vielen Menschen ungute Gefühle aus.

Literatur:

die randschau, Zeitschrift für Behindertenpolitik, sehr zu empfehlen !!!

Es gibt auch eine Lesben-Schwulen-Ausgabe, Heft 2, 1998, namens „queer“.

Nachsatz 2007: Leider wurde die randschau Anfang 2000 eingestellt. Es ist aber prinzipiell noch möglich, alte Hefte über Martin Seidler zu bestellen.

www.martinseidler.privat.t-online.de/randschau.htm

Ewinkel, C.; Hermes, G. u.a. (Hrsginnen) (1985), *Geschlecht: behindert, besonderes Merkmal: Frau*, München: AG SPAK M 68

Barwig, G. & Busch, C. (Hrsginnen) (1993), *„Unbeschreiblich weiblich !?“*, München: AG SPAK M115

Köbsell, Swantje (1996), *Was wir brauchen. Handbuch zur behindertengerechten Gestaltung von Frauenprojekten. Schriftenreihe zum selbstbestimmten Leben behinderter Menschen, Band 6*. Kassel: bifos

Kassandra Ruhm, Vortragsreisende, Künstlerin verschiedenster Richtungen wie Dichtung, Fotografie, Schriftstellerei, Malerei und des Lebens. Krüppel-Lesbe, „Nichtbehinderten“-Beraterin, Bananen-Curry-Liebhaberin und stolze Bebauerin eines Schrebergarten-Beetes mit „Unkraut“ und anderen Blumen.

Veröffentlicht unter:

Ruhm, Kassandra (1999), *Vom Coming-Out und von Lesben mit „Behinderung“*. In: Konopik, Iris & Montag, Stefanie (Hrsg.), *Coming Out Lesebuch*. Hamburg: Ariadne/Argument Verlag, S. 191-212